

# In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 51.

Posen, den 2. März 1929.

3. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

## Das kalte Nest.

Originalroman von Bisi Barthel-Wintler.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„I, das laß nur, Kind. Junge Eheleute haben besseren Zeitvertreib.“ Frisch und federnd ging sie zur Tür. „Ich denke, wir lassen alles beim Alten! Bis auf acht Uhr denn, drüben im Wohnzimmer!“

Hedwig machte eine überraschte Bewegung. Sie öffnete den Mund; aber ehe sie widersprechen konnte, schloß sich schon hinter Frau Else die Tür.

„Hanns Herbert!“

„Ja, Kind?“

Lebhaft wandte sich Hedwig zu ihm.

„Deine Mutter —“

„Und?“

„Lassen wir alles beim Alten — sagte sie. Was meint sie damit?“

Ihre Erregung befremdete ihn.

„Die Ordnung des Haushalts; soviel ich verstand.“

„Gewiß.“ Hedwig zögerte. „Deiner Mutter Haushalt. Nicht wahr?“

„Unseren, Hedwig.“

Mit zwei kleinen, schnellen Schritten war sie bei ihm.

„Unseren Haushalt führe doch ich! — Nicht wahr, Hanns Herbert?“

„Aber Hedwig, ich denke, das ist doch alles abgemacht? Wir wohnen, essen, leben bei meiner Mutter und —“

„Wohnen, ja. Aber das andere — das war doch nicht —“

Hilflos brach sie ab. Ihre Hände zitterten.

„Ist das nicht selbstverständlich? Die Wohnung, der Haushalt gehören doch ihr —“

„Ja, ja. Aber ich bin jung, ich will ihr die Arbeit abnehmen! Ich will alles für sie tun! Ich will für sie arbeiten! Oh, sie soll nichts zu klagen haben! Ich will sie auf Händen tragen! Ich will ihr alle Gedanken, alle Wünsche vom Gesicht ablesen! Ich will sie lieben, wie du sie liebst! Aber — ich bin deine Frau! Und ich will es auch wirklich sein, nicht eine überflüssige, schmarozende Nichtstuerin! Unsern Haushalt — nicht wahr, Hanns Herbert —“ ihre Stimme wurde fast heiser vor tiefster Empfindung — „unsern Haushalt führe doch ich!“

Er faßte ihre Hände.

„Deine Aufregung ist mir ganz unverständlich! Kannst du dich wirklich so wenig in unsere Lebensverhältnisse schiden? Fühlst du es nicht: das darfst du der Mutter nicht nehmen? Bierzig Jahre hat sie ihrem Heim vorgestanden! Bierzig Jahre hat sie tadellos ihre Pflichten als Hausfrau, als Mutter erfüllt! Wir würden sie tief verletzen, wenn wir ihr das nehmen wollten, nachdem sie uns so selbstlos aufgenommen hat! Sieh es doch ein! Sie würde sich alt und zurückgelehrt fühlen, wir würden ihr die Lebenskraft nehmen! Es würde ihr gehen wie den rüstigen, reifen Männern auf der Höhe ihrer Geisteskraft und Erfahrung, die man abbaut, um

sie durch junge zu ersetzen. Verbitterung, Einsamkeit, Qual — das wäre die Folge.“

Entsetzt sah Hedwig ihn an.

„Und ich? Was bin denn ich in dieser Wohnung? So laß mich doch wenigstens mit anfangen, mit sorgen, mit denken!“

„Aber — du würdest ihr doch nur im Wege sein!“

„Mein Gott, was soll ich denn nur den ganzen Tag tun?“

„Offen gestanden: diese Frage wundert mich, Hedwig! Du bist doch so klug, und es gibt soviel Frauenarbeiten. Du kannst nähen, sticken — was weiß ich? Du kannst auch Klavier spielen.“

„Das sind doch keine Arbeiten, keine wirklichen Arbeiten für mich! Sie füllen mir müßige Stunden, sie lenken mich ab, aber —“

„Arbeiten! Meine Frau braucht auch nicht zu arbeiten! Ich verdiene genug.“

„Darum handelst es sich ja gar nicht, Hanns Herbert! Es handelt sich um den wahren Wirkungskreis der Frau. Ich will deine Gattin sein, die Hüterin deines Heims! Ich will über die Speisen, die du ißt, die deinen Körper, deinen Geist aufbauen, genau so wachen, wie über die Wirtschaft, den Hausrat, die Wäsche, wie über die Freude und die Schönheit in unserer Ehe.“

Bedrängt stand er auf und schritt, die Hände auf dem Rücken, hin und her. Er suchte nach Antworten, die Hedwig nicht verletzten, denn er sah ihre Erregung, obwohl er sie kaum begriff. Sein ganzes Wesen war seit jeher so eingestellt auf die Mutter, auf ihr Denken, ihr Fühlen, ihr Wünschen, daß ihm bei aller Liebe zu Hedwig aus dem Zwiespalt zwischen den beiden Frauen nur Pein entstehen konnte.

„Lieberes Kind,“ bat er weich und legte seinen Arm um ihre Schulter, „du hast bisher in anderen Verhältnissen gelebt; du hast dich immer sorgen und mühen müssen. Als meine Frau sollst du dich ausruhen, sollst mein Glück und meine Freude sein.“

„Ausruhen? Ich hab' soviel Kräfte!“

„Daß der Mutter ihre Arbeit, Hedwig! Zerstreue dich, beschäftige deinen Geist! Sei du nur Weib, sei nur für mich da!“

Hedwig barg ihren Kopf an seiner Brust.

„Wenn es denn nicht sein kann — und wenn deine Mutter mir nicht freiwillig aus dem Reichthum ihres Wirkungskreises einige ärmliche Rechte abtreten will —“

„Warum diese Bitterkeit!“

Sie warf den Kopf in den Nacken.

„Gut! Dann laß mir wenigstens meinen Beruf, Hanns Herbert! Ich bekomme sicherlich meine alte Stellung wieder. Mein Vorstand hat mich ungern gehen lassen —“

Hanns Herbert schob sie unwillig zurück.

„Was denkst du dir? Meine Frau — arbeiten? In den Dienst gehen? Damit du abgehezt und verärgert und stumpf nach Haus kommst? Was hab' ich denn dann von dir? Wo ist dann die Ruhe und Freude, wenn ich heimkomme? Ich arbeite für dich, nicht du!“

Sie schluckte; Tränen schossen ihr aus den Augen.

„Aber ich halte die Untätigkeit nicht aus!“

Gereizt zuckte er die Achseln.

„Herrgott, du tust, als ginge es um Kopf und Aragen! Ich war so glücklich, hab' mich so getrennt über die Heimkunft meiner Mutter, du wirst mir wirklich noch die Stimmung verderben. Nein, ich wünsche es nicht, daß du deine Stellung wieder aufnimmst. Komm, sei vernünftig und laß uns davon schweigen.“

Er trat ans Fenster und trommelte gegen die Scheiben.

Ihre Tränen versiegten. Eiskalt wehte es über sie hin.

So sprach er zu ihr? Er — immer Güte und Freundlichkeit, Rücksicht und Höflichkeit gegen seine Mutter — diesen herrischen Ton schlug er gegen sie an, gegen seine Frau? Die Knie wankten ihr. Sie mußte sich setzen.

Da sie nicht mehr antwortete, wandte er sich um, trat zu ihr und streichelte ihre Stirn.

„Kleiner Eigensinn, du! Willst mir wohl die erste Gardinenpredigt halten?“ versuchte er zu scherzen. „Kennst du übrigens das Buch: „Madame Raubels Gardinenpredigten“? Es ist in meiner Bücherei. Soll ich's dir holen?“

Hedwig fror.

„Geh,“ sagte sie matt. „Geh nur hinüber zu deiner Mutter. Ich wäre gern ein wenig allein.“

Verlezt zog er die Hand zurück.

„Also doch? Willst du trotzig sein, Hedwig?“

Sie barg das Gesicht in den Händen. Immer wieder öffnete sie die trockenen Lippen, immer wieder schloß sie den Mund. Es würgte in ihrer Kehle; ihr ganzer Stolz säumte sich auf.

Dann aber besiegte sie den dunklen Drang, das Bohren und Wühlen in ihrer Brust. Sie atmete tief auf und sah ihn an.

„Nein, Hanns Herbert. Ich will nicht trotzig sein. Ich hab' dich zu lieb dazu.“

Er lächelte, er breitete ihr die Arme entgegen.

„Dann komm! — Küß mich!“

Sie flog ihm nicht wie sonst entgegen. Aber sie stand gehorsam auf und legte ihm ihre gefalteten Hände auf die Brust.

„Ja, ich will dich küssen, Hanns Herbert. Ich will meinen Mann küssen, der mir versprochen hat, mich immer lieb zu haben, mich immer zu verstehen zu suchen, der mich betreuen und beschützen will.“

Groß und licht sahen ihn ihre klaren Augen an.

Dann sank sie seinen Kopf, zog ihn zu sich herunter und küßte ihn.

#### Die Wiege der Zukunft.

„Halb neun, Hanns Herbert. Du mußt gehen.“

Hanns Herbert sah von seiner Zeitung auf. Frau Else räumte das Frühstücksgeschirr zusammen. Hedwig griff nach ihrer Tasse.

„Laß nur, ich nehme sie schon,“ wehrte Frau Else.

Hedwig stand auf, um das Brett zu holen.

„Laß doch. Ich hab's ja schon.“

Still setzte sich Hedwig wieder.

Hanns Herbert kam mit Mappe und Hut aus dem Nebenzimmer und bot Hedwig die Hand.

„Stehst blaß aus, Kindchen. Mach' heut wieder einen tüchtigen Spaziergang. Du sitzt zuviel im Haus herum.“

Sie nickte stumm.

Er küßte sie und ging. Auf dem Flur traf er die Mutter umarmte und küßte auch sie und strich ihr über das Haar.

„Gib dir nur nicht zuviel Mühe. Du läufst und rennst auch den ganzen Tag —“

Frau Else sah ihn aufmerksam an.

„Wie so? — Doch nicht mehr als sonst! Hat Hedwig etwas gesagt?“

„Hedwig?“

„Ja. Daß du davon sprichst —“

„Nein. Hedwig hat nichts gesagt.“

„So. Ich dachte. Auf Wiedersehen, mein Junge.“

„Auf Wiedersehen, Mutter.“

Die Flurtür fiel hinter ihm ins Schloß.

Frau Graech kam wieder ins Zimmer und sah Hedwig noch auf ihrem Platz. Sie spielte mit den Brotkrümchen auf dem weißen Tischtuch. Frau Graech nahm die Tischbürste, segte die Krümel in eine Schale, deckte das weiße Tischtuch ab und legte ein anderes auf. Sie musterte Hedwig.

„Du bist blaß. Du solltest spazieren gehen, Hedwig.“

„Ja, Mutter.“

„Du sitzt viel zu viel.“

Hedwig stand auf.

„Hast du das hübsche Muster in der „Hausfrau“ gesehen, Hedwig? So eine Tischdecke könnte auf diesen Tisch hier passen. Hast du nicht Lust, eine zu sticken?“

Hedwig zögerte. In ihren Mienen zerrte es; ihre Wangen röteten sich. Bittend sah sie Frau Else an.

„Mir sind die Handarbeiten so zuwider.“

Frau Else strich die Decke glatt.

„Du hast doch wirklich nicht viel getan.“

Herzlich nahm Hedwig ihre Hand.

„Mutter, du arbeitest den ganzen Tag im Haushalt. Laß mich doch etwas davon übernehmen. Irgend-eine bestimmte Arbeit, die du vielleicht nicht gern tust —“

„Ich verrichte alle Arbeiten gern, Hedwig.“

„Nun, dann laß mich einkaufen! Laß mich Gänge für dich tun!“

„Das besorgt Minna seit Jahren; sie weiß in allem Bescheid, dir müßte ich erst lange Vorträge halten. Nein, nein, laß nur. So geht ja alles am Schnürchen!“

Aber Hedwig ließ nicht nach.

„Hanns Herbert und ich sind jetzt über zwei Monate verheiratet. Aber glaubst du, ich komme mir noch immer wie eine Unverheiratete vor.“

Frau Else stutzte.

„Merkwürdig. So wenig findest du dich in die Ehe?“

„Nicht in die Ehe. Aber — in eure Hausordnung.“

„Was meinst du damit?“

„Mutter, ich bin die Frau deines Sohnes — aber ich bin es doch nicht. Frau sein heißt doch: Fürsorge sein! Was habe ich zu sorgen? Sticken, Klavier spielen, durch die Straßen bummeln — kann mich das ausfüllen? Ich kann doch nicht immer sticken, Klavier spielen, bummeln, ich kann doch nicht immer Bücher lesen. Du hast ständig Arbeit, ich bin allein. Ich habe nichts zu tun — das ist es, Mutter, was mich so zermürbt!“

„Nichts zu tun? Dann macht man sich eben etwas zu tun!“

„Mutter!“ Hedwig streichelte ihre Hand. „Ich möchte so gern, daß du mich verstehst. Ich möchte so gern, daß du Vertrauen zu mir hast!“

Frau Else wich fremd berührt zurück und setzte sich, um dieses Zurückweichen Hedwig nicht merken zu lassen, auf ihren alten Platz.

„Wie kannst du nur so reden! Wenn du etwas auf dem Herzen hast, dann sprich doch!“

Hedwig faltete die Hände.

„Mutter, du hast unsern Bund gesegnet, du hast uns zu unserer Hochzeit Glück gewünscht. Aber — ich bin nicht glücklich.“

Frau Else beugte sich vor, als habe sie nicht recht gehört.

„Nicht glücklich? — Mit meinem Sohn?“

„Doch, mit Hanns Herbert wohl. Aber nicht mit meiner Lebensaufgabe.“

Verständnislos schüttelte Frau Else den Kopf.

„Das ist mir unbegreiflich! Du hast doch alles, was eine junge Frau sich nur wünschen kann. Ein schönes Heim, einen guten Mann, keine Sorgen —“

„Das ist es ja! Nichts, um das ich mich sorgen kann! Nichts, für das ich mich einsetzen darf! Du und Hanns Herbert, ihr nehmt mir ja alle Bewegungsfreiheit! Ach nein, wie kann ich es dir nur klar machen! Verstehst du mich denn nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

# Menschen der Straße.

Erzählung von Johannes Heinrich Braach.

In einer Herberge schenkt der Alte dem Jungen ein Hemd. Seitdem wandern und betteln sie zusammen. Die Straße hat sie, und die Straße läßt sie nicht los. Sie ist zu ihrem Leben geworden, füllt ihre kleinen Wünsche und sorgt für ihre noch spärlicheren Bedürfnisse. Die Straße. Das glatte und immergleiche Band. Die Schiene laufender Autos und das Geschick für viele.

Nach Landstreicherart nennen sie sich Bettler. Kompagnon, Freund oder Bruder. Von dem Namen des anderen und dem Leben, das er hinter sich hat, wissen sie nichts, denn zur täglichen Meldung auf den Wachtstuben gehen sie getrennt. Irgendetwas muß zerbrochen sein. Diese unschwer sich ausdrückende Erkenntnis genügt, um Neugier fernzuhalten.

Eines Winterabends betreten sie eine Vorstadtneipe. Man will eine warme Suppe essen und sich bald aufs Stroh strecken.

Ein asthmatisches Orchestrieren kreischt auf, Kohlenknepper und Schneeschaufler tanzen mit zweifelhaften Weibern, ein Schiffer schnarrt schaurigen Singfang, das Kartendreschen an zwei Tischen geht heftiger zu und das Klirren von Gläsern, die aufgesetzt oder angestoßen werden, wird aufdringlicher.

Man hat sich seit langer Zeit das Einkieken in eine Wirtshausstube verlagert und ist froh über den Trubel, der heraufst. Besonders der Alte ist begeistert. Er spricht fröhlich schlechten Getränken zu und kommt nach der Mahlzeit in ausgelassene Stimmung. Er versammelt Zuhörer um sich und erzählt Scherze, die ebenso alt sind wie das sechzigjährige Haar, das er grau, aber noch ziemlich dicht über der Stirne trägt.

Für das Hinnehmen der abgedroschenen Wiße läßt sich der Kreis mit Bier bezahlen.

Der Junge sieht die Aufplutterung einer verschwenderischen Geste mit Verdruss und warnt leise:

„Du — sei vorsichtig — sie ziehen dich aus.“

„Wie — was ausziehen — mich?“ lacht der Kamerad laut und verrät durch das Uebertragen einer nur für ihn bestimmten Ermahnung, daß er schon bedenklich ins Glas gesehen hat.

Gemurmel über die unzweideutigen Worte entsteht in der Runde und ein stämmiger, schwarzbärtiger Kerl droht dem Jungen: „Wir sollen dir wohl die Rippen verkaufen — wie?“ Und sein Glas und das seiner Nachbarn der Kellnerin reichend, ruft er aus: „Noch einen Schoppen auf sein Wohl.“

„Du mußt mich verstehen, er hat nicht viel,“ legt der Begleiter des Sunders den Konflikt bei, denn er weiß, daß er beim Aufkommen eines Streites verloren ist.

„Na — also — wir wollen auch Schluss machen,“ ist der Hülfe verständlich, feiert den gebrachten Halben und trollt sich mit seiner Sippchaft fort.

Es war nicht notwendig, daß du mir die Freude verdarbst,“ empört sich der Alte. Einmal darf man über die Stränge schlagen. Unser Leben ist sowieso nicht leicht.“

Schwer ist es — schwer,“ tritt ein Weib, das schon auf der Lauer lag, an den Tisch. „Es stimmt. Unser aller Dasein ist schwer. Darum — bezahle auch mir einen. Einen Rummel oder ein Anisettchen.“

„Willst du weggehen?“ fährt der Junge die neue Ausdrucksweise an. „Wir haben kein Geld.“

„Oh — Ihr — nicht wahr, Alter — Ihr habt Freitag gehabt. Heute.“

„Und ob,“ lacht der Angeheitzte. „Endlich einmal. Bei Frost und Schnee besinnen sich die Menschen und werden milder.“

„Er übertreibt,“ mildert der Mahner.

Trotzdem kann ich den Wunsch erfüllen,“ troht der Alte und bestellt.

„Ah — du,“ fällt der Dank, „Schnaps und Rikör — du — das ist die einzige Freude, die mir geblieben ist.“

„Ich sage dir, daß du verschwinden sollst,“ wird sie wieder angegangen.

„Ich — fällt mir nicht ein. Ueberhaupt — mit dir unterhalte ich mich nicht. Du bist zu grob. Ich bevorzuge die Gutmütigen.“

„Wie mich.“

„Die Dummen — willst du sagen,“ ärgert sich der Junge.

Da dreht ihm die Dirne den Rücken zu und meint zu seinem Kameraden: „Soll sich um sich kümmern. Nicht.“

„Ja — soll er.“

„Und du — Alterchen — sage mal — mir dämmert eine ausgezeichnete Geschichte. Wie wäre es, wenn ich mit dir tippelte. Wir zwei — was? Ich träumte immer davon, aus der Stadt herauszukommen.“

„Scheere dich weg,“ grollt der Jörnige ungestümer.

„Bekümmere dich nicht um ihn, er ist schlechter Laune,“ meint sein Kompagnon.

„Ja — er kann vorbringen, was er will. Uns geht das nichts an. Nein. Wir werden lieber die Fingerhüte zum Munde heben.“

„Ja — das Zeug schmeckt. Großartig. Dafür wirst du eine frische Ladung bestellen. Nicht?“

„Sofort. Fräulein — wieder so was,“ ruft der Alte die Bede an.

„Ich sage dir zum letzten Mal, daß du von dem Bettler lassen

sollst,“ droht äußerste Auflehnung. „Du mußt dich schämen, und du mußt ihn loslassen.“

„Fällt mir nicht ein. Ja? Woher denn. Du kannst künftig deine ausgetretenen Dampfboote allein über die Chaussee schieben. Immer feste weg und immer vorwärts marsch. Mit dem Alten — da gehe ich. Nicht? Du, Freundchen,“ und sie wendet sich wieder ihrem Opfer zu, „was — wir zwei — wir zwei beide — ist es nicht so? Wird das schön. So an Feldern und Wäldern vorbei. In den Dörfern nach Speckkammern gesehen und Hühnerhälle ausgehoben — nicht?“

Großartig. Natürlich. Jeden Morgen zwei rohe Eier und des Abends einen halben Schinken. Was? Jawohl. Bestimmt und abge — — —

Abgemacht, will er sagen und die Rechte zum Handschlag hinhalten.

Da gibt der Junge dem Weib einen Hieb, daß sie hinschlägt, nimmt den Alten am Kragen und schleppt ihn hinaus, ohne auf sein Schimpfen zu achten.

„Du —“ zischt das Weib vom Boden her. „du — das sollst du mir büßen. Wenn ich dich noch einmal treffe. Du. Ich habe schon manche Haue eingesteckt — aber so eine Gemeinheit — warte nur — Kerl!“ —

Still und bedrückt ziehen sie anderen Tages weiter. Der Alte und der Junge. Sturm hat sich aufgemacht und Schnee fällt. Dichte Schleier von Floden peitschen ins Gesicht und machen die düstere Stimmung noch trüber.

Ungefähr an der Stadtgrenze bricht der Junge das Schweigen und sagt: „Ich habe gedacht, daß du ein gewandter Schnorrer wärst. Aber es scheint, daß du die Landstraße noch nicht lange kennst.“

„Ich — seit vier Jahren. Der Tod meiner Frau — Unglück und Unzufriedenheit — kurz — ich hielt es nicht mehr zu Hause aus.“

„Ein erfahrener Bruder läßt die Weiber sein. Es ist nichts, wenn sie mitgehen. Sie bringen nur Ärger. Gestern Abend hätte es leicht geschehen können, daß du in eine Teufelskiste gefahren wärst.“

„Vielleicht,“ schwächt der Alte die Behauptung ab.

Die Schrebergärten der Stadt haben aufgehört. Die Wanderer streben dem offenen Ader zu und werden noch stärker von Wind und Schnee erfasst.

„Ich liege schon elf Jahre in Trapp,“ deckt der Junge seine Geschichte auf. „Bei einem ebenso schrecklichen Februarwetter bin ich fort. Von daheim. Zank war zwischen den Alten. Immer Streit, Verdruss und Klamau. Das vertragen ich nicht. Na — und da bin ich weg. Einfach auf und davon.“

Es war im Februar? Vor elf Jahren?“ leucht der Alte und bleibt stehen, damit ihm der Wind nicht den Atem verschlägt.

„Wie ich es sagte. Als wenn man das vergessen könnte. Ostern sollte ich aus der Schule kommen. Aber ich schenkte mir die Wochen und wanderte durch die Welt. Eine schöne Welt. Was?“

„Ja — du — und weshalb bist du nicht mehr nach Hause gegangen?“

„Ich — was sollte ich dort? Sie können essen und trinken, was sie wollen, brauchen sich keine Sorge zu machen, und — haben es nicht mehr notwendig, sich in den Haaren zu liegen. Ich war meistens die Ursache — na — und wenn ich wegbleibe, werden sie friedlich sein. Ich denke es wenigstens. Hin und wieder sende ich eine Karte — ohne Adresse, versteht du, damit sie nicht auf den Einsall kommen, mich zu suchen. Es ist sicher, daß sie das früher getan haben, aber sie haben mich nicht erwischt. Revolution und Ruhrbesetzung, da konnte man untertauchen und verschwinden. Na — und sonst — weißt du — da hoffe ich auf das große Glück, von dem alle Landstreicher träumen und das doch nicht kommen will.“

„Du — du —“ stöhnt der Alte und legt die Hände vors Gesicht.

„Ja — nun — du — was ist in dich gefahren. Denkst du vielleicht an daheim? Bei dem Schneeschütten — was? Mollig — wenn man ein Dach über dem Kopf hätte, und ein Bett, in das man zu kuscheln vermöchte. Je nun — ich glaube, du flennst gar — komm — lege dich auf den Kilometerstein — warte — ich wische dir die kalte Watte ab — so — sei zuversichtlich — einmal geht der Winter vorüber — und im Penz — weißt du — da möchte ich mit keinem tauschen. Die Erde wird nur für uns grün. Höre auf zu weinen — aber — gib acht — ich sah vorher ein Haus dicht beim Wege — Gärtnerei oder so was — ich laufe hin und hole Wasser — das erfrischt dich — oder eine Tasse Kaffee, wenn die Leute gefällig sind. Bleibe sitzen — gleich bin ich wieder da.“

Und der Junge wirft sich durch den Sturm zurück, findet Gewähr seiner Bitte und bringt eine Schale warmen Getränkes.

Als er zu dem Kilometerstein kommt, findet er, daß er leer ist. Kein Mann sitzt auf ihm und keine Stimme antwortet auf die Rufe, die ergehen. Er rennt die Straße vor und zurück, sucht im Chausseegraben nach und verfolgt Pläde, die abzweigen und sich im Felde verlaufen. Einmal glaubt er die Spur seines

breiten Stiesel erkennen zu können, aber bald verlieren sich auch diese Zeichen, und es bleibt nichts übrig als weiße Fläche und ein Gesichtsfeld, das schon nach hundert Metern zu Ende geht. So starr schüttelt Frau Holle ihre Rissen.

Nach einigem Überlegen beschließt der Verlassene in die Stadt zurückzuwandern. Ob es dem Alten eingefallen ist, die Wirtschaft wieder aufzusuchen? Ob ihn der Zwist ärgert und ihm nachgeht? Ihm das entsehlige Weib in den Sinnen liegt?

Bald darauf geschieht es, daß man den Alten weitab von dem Ort der ausgehaltenen Zecher verhaftet und zur Polizeiwache schleppt.

„Warum haben Sie Ihren Kameraden ermordet?“ fährt der Kommissar ihn an.

„Was — was sagen Sie da — entschuldigen Sie — wer ist ermordet?“

„Keine Verstellerei. Bitte. Wagen Sie es, die Tat zu leugnen?“

„Herr — Herr — ich flehe Sie an. Wer ist tot?“

„Wir sind unterrichtet. Sie hatten Streit mit dem jungen Mann.“

„Mit ihm? Streit? Nein — so kann man das nicht nennen.“

„Er hat Sie aus Vergnügen vor die Tür gesetzt. Natürlich. Und dafür rannten Sie ihm in der Nähe derselben Spelunke ein Messer in den Hals. Tags danach. Was? Einfache Sache.“

„Ich — Herr — ihm — ein Messer in den Hals gestochen? Es hat ihn jemand umgebracht?“

Die Hände greifen zitternd ineinander, der Zug von Müdigkeit im Gesicht verstärkt sich, die Augen schauen glanzlos drein und Tränen tropfen die Wimpern herab. Langsam und schwer.

„Neue über das Verbrechen? Wie?“

„Herr — ich war es nicht — nein — wie sollte ich es gewesen sein. Am Morgen nach dem Wirtschaftsabend habe ich ihn verlassen.“

„So — kurz und bündig — auf Wiedersehen gesagt — und sich fröhlich verabschiedet.“

„Es geschah — aus Scham. Ich habe mich geschämt — Herr Kommissar — entsehllich habe ich mich geschämt.“

„Blasen Sie keinen blauen Dunst in die Luft. Sie sich geschämt? Vor ihm? Warum?“

„Weil — ich so heruntergekommen bin — und — Herr — er mein Sohn ist.“

„Mann — nehmen Sie Vernunft an — wie verhält sich die Angelegenheit?“

„Wie ich es Ihnen gestand. Aber — er ist tot — sagen Sie? Man hat ihn erstochen?“

In diesem Augenblick überschritten Telephonklingeln die verzwiefelten Fragen des Alten, und der Kommissar lauscht in den Hörer.

Als er ihn niedergelegt, meint er verlegen: „Ich bekomme gerade jetzt eine Meldung, die auch Sie betrifft. Freuen Sie sich. Die Sache ist aufgeklärt. Ein heruntergekommenes Weib hat das Leben Ihres Sohnes auf dem Gewissen. Na — und nun — nehmen Sie den Schicksalschlag nicht zu ernst. Wir alle müssen sterben. So oder so. Kann ich etwas für Sie tun. Nein? Ein gutes Essen in der Herberge? Brauchen Sie Schuhe? Auch nicht? Einen Mantel? Alles nicht? Na — dann muß ich Sie nach Niederschrift einiger Angaben, die ich Sie zu machen bitte, ziehen lassen. Wie heißen Sie?“

Nachher wandert er von neuem los. Der Alte. Hart fegt der Wind. Schnee beginnt wieder zu rieseln, und die Raben fliegen beim Näherkommen nicht auf. Still und öde lauert sich das Ungetüm der Straße in die Falten der Erde.

## Im Tohuwabohu des Weltstadtverkehrs.

Berlins verkehrsgewaltigstes Zentrum ist, wie eine neuerliche Zählung ergeben hat, die Umgebung der Gedächtniskirche im neuen Westen der Weltstadt, ein Meer der Verkehrsfluten, das auch in der allertiefsten Nacht nicht zur Ruhe kommt, ein Meer ewig aufgewühlter Gewalten. An gewöhnlichen Tagen kommen hier rund 35 000 Kraftwagen vorüber, an besonderen Tagen aber, wie zum Beispiel bei größeren gesellschaftlichen Ereignissen, bei Theaterpremierern und dergleichen, schwillt das Heer der Kraftwagen auf 50 000 und mehr an, so daß es der gewissenhaftesten verkehrspolizeilichen Technik bedarf, um diesen unerhörten Andrang zu beherrschen, denn ein Versehen, ein Unfall und dergleichen kann bei einer solchen Verkehrshochflut zu Störungen allergrößten Stils führen. Gegenüber diesem ewig unruhigen Viertel „Rund um die Gedächtniskirche“ muten die Verkehrsziffern des Potsdamer Platzes und des Alexanderplatzes fast „kleinstädtisch“ an; denn die tägliche Durchschnittszahl der Autos, die den Alexanderplatz überqueren, beträgt „nur“ etwa 28 000, während der Potsdamer Platz sogar noch um fünftausend Wagen schlechter wegkommt.

## Selbst Kohlen werden „röntgenphotographiert“.

Die Röntgenphotographie ist heute so weit entwickelt, daß man aus der unberührten Kohle bereits zweifelsfrei schließen kann, wie hoch der Aschengehalt der verbrannten Kohle sein wird. Es wird von der Kohle lediglich eine „röntgenphotographische“ Aufnahme gemacht, und diese Aufnahme gibt dann ein deut-

liches Bild über die mehr oder minder gute Zusammenfassung der Kohlenart und damit über ihren Brennwert sowie ihren späteren Aschenbestand. Nach diesem System ist es ein Leichtes, den Wert der Kohle genau zu registrieren, noch bevor sie ans Tageslicht kommt. Genau das gleiche Verfahren läßt sich heute anwenden, um im Maschinenbau fertiggestellte Maschinenteile zuverlässig auf das Vorhandensein sogenannter Raststellen zu untersuchen und um schädliche Veränderungen festzustellen, die im Eisenkörper während des Herstellungsprozesses unter Umständen hervorgerufen worden sind. Namentlich die Metallforschungsabteilung im Materialprüfungsamt zu Berlin-Großlichterfelde und das Eisenforschungsinstitut in Düsseldorf haben in neuerer Zeit sehr viel wichtiges Material über die Fortschritte in der Metalltechnik mit Hilfe der Röntgenphotographie gesammelt.

## Verbrecherausstellung!

Ein kriminalistisches Novum beginnt jetzt die Polizei von Chicago in Szene zu setzen, ein Novum, von dem man nicht recht weiß, ob die Idee dazu mehr der Verzweiflung oder dem kriminalistischen Scharfsinn entsprungen ist. In Zwischenräumen von einigen Wochen sollen nämlich hinfert in Chicago — Verbrecherausstellungen veranstaltet werden, Ausstellungen, bei denen alle nicht überführten Banditen von Angesicht zu Angesicht bestichtigt werden können. Zutritt zu diesen Ausstellungen haben alle durch Verbrecher irgendwie geschädigten Personen, die sich über die Persönlichkeit des Täters noch im unklaren sind. Bei diesen sonderbaren Ausstellungen kann der Geschädigte dann versuchen, sich, wenn möglich, „seinen“ Banditen herauszufinden. Ob dieses Verfahren glücklich gewählt ist, muß allerdings sehr bezweifelt werden, denn die Kriminalgeschichte aller Länder hat bewiesen, daß keine schlimmeren Mißgriffe möglich sind als gerade bei der Identifizierung von Persönlichkeiten.

## Aus aller Welt.

Seit mehr als zwei Menschenaltern nehmen „Westermanns Monatshefte“ unter den deutschen Zeitschriften eine führende Stellung ein. Ihr literarischer und künstlerischer Inhalt rechtfertigt das in jeder Hinsicht. Aus den Romanen spricht frisches, pulsierendes Leben, so wie wir es rings um uns sehen. Aber auch der übrige belletristische Inhalt und die vielfarbigen Kunstbilde entsprechen durchaus den Ansprüchen der Zeit. Im bunten Wechsel erzählt das soeben erschienene Märzheft von: Bachs Kunst der Fuge, Bildern aus dem Tessin, Möglichkeiten der Weltraumfahrt, chinesischen Delikatessen, dem Ruheland in der Kunst unserer Zeit, Auslandsdeutschtum und Frauenhäusern, „Faust“ auf der Bühne, dem Maschinenmenschen, Bühnenhistorien und historischen Räubern und anderen Dingen. „Westermanns Monatshefte“ bringen regelmäßig Uebersichten über das Neueste aus der Literatur, ferner eine dramatische Rundschau; Berichte über Kunst und Künstler ermöglichen es auch den im Ausland lebenden Deutschen der geistigen Entwicklung in Deutschland zu folgen. Jeder Leser kann sicher sein, in Westermanns Monatsheften einen von vornehmem Geschmack geleiteten Führer durch das Wirrsal der in der alten Heimat sich manchmal überstürzenden, oft sehr nervösen Entwicklungen zu haben. Alles in allem, es gibt wohl kaum eine andere Monatszeitschrift, die den Auslandsdeutschen so warm empfohlen werden kann, wie gerade „Westermanns Monatshefte“. Zur Orientierung schickt der Verlag in Braunschweig den Lesern des Posener Tageblatts, sofern sie sich auf uns berufen und die ein Interesse für „Westermanns Monatshefte“ haben, gern ein Probeheft im Werte von M. 2.— kostenlos.

Ein Richard Voss-Denkmal. In Neugrabe, dem Geburtsort des Romanschriftstellers Richard Voss, soll ein Richard Voss-Denkmal errichtet werden. Die Mittel dazu werden von der Bevölkerung der umliegenden Ortschaften Großschönow, Altgrabe, Reine, Werben, Großmölln, Rosenfelde, Großlagkow, Webbermin, Babbín und Großschönfeld aufgebracht.

## Fröhliche Ecke.

Die Primadonna von Döbeln sang die Norma.

Aber sie hielt in ihrer Bahnsinnarie nicht Takt mit dem Orchester. Einmal war sie drei Takte früher fertig, einmal zwei Takte später. Zum achten Mal schon ließ der Kapellmeister während der Probe die Arie wiederholen. Wieder vergeblich.

„So halten Sie doch endlich Takt, Fräulein,“ schrie er da erregt hinauf.

„Was brauche ich Takt, Herr?“ entgegnete die Sängerin nervös, „als Wahnsinnige kann ich singen wie ich will.“

Gisela Werbezirt spielte vor Wochen in einem Wiener Theater als Gast. Trotz ihres Gastspiels blieb aber das Haus gähnend leer. Aber auch die wenigen Besucher vermochte sie mit ihrer Kunst nicht über die Leere des Schwanke hinwegzutäuschen.

Im zweiten Akt muß ihr der Partner etwas ins Ohr flüstern. „Aber gehen S., extemporierte da lustig die Werbezirt, sagen S. das ruhig laut. Es hört ja da unten doch niemand auf uns.“